

Benjamin Moldenhauer über KAMERA

Das erste, was einem an der Musik von Kamera ins Ohr springt, ist, dass sie enorm groovt, wenn sie will, und keine Angst vor großen Gefühlen hat, wenn es sein muss. Und es muss immer wieder sein: Felix Reisel singt als Kamera über Sehnsucht, Liebe und den Mensch als Wunschmaschine. Und es klingt einfach und klar, aber nie naiv: „Cry me a river / Lieferando bringt Pizza / Ich esse und sitz da“. Soul-Sensibilität, HipHop, Analog-Synthesizer und Gitarre verbinden sich, zusammengehalten von fein ausdifferenzierter Elektronik. Im Ergebnis ist das dann schlicht Pop; äußerst kunstvoller Pop.

Das zweite, was einem an der Musik von Kamera ins Ohr springt, ist, dass sie vor Ideen überbietet. In manchen dieser Songs stecken mehr Einfälle als andere Künstler:innen auf ein ganzes Album packen. Hier ein seltsamer Loop im Hintergrund, den man beim ersten Hören kaum wahrnimmt; da eine kleine Melodie mehr, die sich im Gedächtnis verhakt, hier ein Theremin, das die Musik und mit ihr die Hörer:innen ins All schießt, dort ein Schweinerockgitarrensolo, das allerdings klingt, als würde es von weither herüber wehen.

Felix Reisel kommt ursprünglich aus dem HipHop und hat in den letzten Jahren mit allen verfügbaren Instrumenten, Laptops und Mischpultknöpfen Theatermusik produziert. In diesen Tracks fließt also vieles zusammen. Man kann hören, welche Musik der Multinstrumentalist im Herzen mit sich herumträgt: Curtis Mayfield, David Bowie und den New Yorker HipHop der Neunziger, dazu noch die Intelligent Dance Music der letzten dreißig Jahre. Alles das und alles weitere, was hier drinsteckt (es ist viel, und jeder hört erfahrungsgemäß etwas anderes in der Musik von Kamera), sind nicht einfach coole Referenzen, sondern spürbar Herzensangelegenheiten. Soul-Musik, im weitesten Sinne, die heilen will: „Jeder Ton von Curtis Mayfield wirkt mehr als Aspirin“.

Dass Kamera bei aller Emotionalität nicht in die Authentizitätsfalle tappt, ist eigentlich ein kleines Wunder. Felix Reisel tritt im androgynen Gewand auf, das nicht mehr als eindeutig weiblich oder männlich gelesen werden will. Man merkt, dass hier ein Sänger vom HipHop aus losgegangen ist und dann einen Weg über das Theater genommen hat – nicht nur als Musiker, sondern auch als Schauspieler:in. Kamera gibt es ausschließlich als queere Performance, ohne Authentizitätskitsch.

Immer wieder durchdringen das Intime und das große Ganze einander: „Alle tanzen im Rhythmus vom Algorithmus / aber wenn du mich küsst brauch ich keine Disco“. Auch wenn Felix Reisel mit Falsett-Stimme aus der Ich-Perspektive singt, über den unglücklich Verliebten zum Beispiel, der den unerreichbaren Menschen braucht, wie der Junkie das Heroin – es ist nie die Illusion von „Das hab ich selbst erlebt“. Sondern eine Geschichte, die Kamera aufgezeichnet hat und nun für uns entfaltet. Das Tolle ist, dass man trotzdem fühlen kann, um was es geht.

Mit dem Ozean der *black music*, in dem Kamera umhertaucht, verhält es sich ähnlich. Stimmverfremdung und Effekte lassen einen immer spüren, dass hier jemand in dem Wissen um die Tradition singt und ihr Respekt zollt. In der Performance wird alles fluide: Genre Grenzen, Generationengrenzen, Geschlechtergrenzen, Kulturgrenzen.

Kamera ist Theater und Klangforschung und funktioniert trotzdem als unmittelbar spürbare Popmusik. Im Ergebnis einer der vielfältigsten und schillerndsten deutschsprachigen Pop-Entwürfe der letzten Jahre.

Benjamin Moldenhauer